

Vorsicht, Geisterfahrer!
Warum Autofahrer auf die falsche Spur geraten und was dagegen hilft: Infografik S. 31

KinderZEIT
Der Streit um zensierte Kinderbücher: Ein Opa und sein Enkel über Sprache früher S. 33

Wäsche falten, einkaufen, spazieren gehen oder einfach eine Zigarette rauchen: De Hogeweyk bietet seinen demenzten Bewohnern so viel Normalität wie nur möglich



Fotos: Pavel Prokopenko/NYT/Redux/latif (4); Joost van den Broek/Hollandse Hoogte/latif (o.r.); ulstein (r.)

Im Dorf des Vergessens

Im niederländischen De Hogeweyk genießen Menschen mit Demenz maximale Freiheit. Nun wird ein solches Projekt auch in Deutschland geplant VON FRITZ HABEKUSS



Ruth weiß schon lange nicht mehr, in welcher Welt sie lebt, aber sie weiß genau, was sie will: ihrem Besucher einen Kuss geben – auch wenn es sich bei diesem um einen wildfremden Journalisten handelt. Sie nimmt meine Hand, schaut mir tief in die Augen, zieht mich zu sich herunter und küsst mich fest auf die Wange. Dann schnappt sie sich ihren Gehstock und spaziert los, einem Ziel entgegen, das sie selbst nicht kennt.

Ruth hat schwere Demenz. Aber hier, im niederländischen De Hogeweyk, darf sie sein, wie sie ist. Denn dieses Dorf ist ganz auf Menschen mit Demenz eingestellt. Seine 152 Bewohner leiden allesamt unter der Alterssenilität – und können doch tun, wonach ihnen der Sinn steht. Wer etwa, wie Ruth, nachmittags lieber im Morgenmantel spazieren geht, statt Tee zu trinken, darf dies. Denn verlaufen kann sie sich nicht. De Hogeweyk ist so verschachtelt gebaut, dass sie immer wieder an ihrem Ausgangspunkt landet.

»Menschen mit schwerer Demenz verstehen die Welt da draußen nicht mehr. Wir schaffen ihnen eine Welt, die sie verstehen: einen normalen Alltag in einem normalen Haus«, sagt die Managerin Yvonne van Amerongen, die das weltweit einmalige Projekt vor rund 20 Jahren aus der Taufe hob. Heute ist das Demenzdorf, das 20 Kilometer von Amsterdam entfernt im Städtchen Weesp liegt, zu einer Pilgerstätte für Pflegermanager, Wissenschaftler und Gesundheitspolitiker aus aller Welt geworden. Nach dem Vorbild De Hogeweyks werden gerade in vielen Ländern ähnliche Einrichtungen geplant – auch in Deutschland.

»Normalität« ist der Schlüsselbegriff dieses Konzepts. Auf den ersten Blick gleicht De Hogeweyk einem ganz normalen niederländischen Dorf. Es gibt einen Friseur, ein Restaurant und ein Café, einen Teich und eine Promenade zum Spaziergehen. Die 23 Wohnungen sind den Milieus nachempfunden, aus denen ihre Bewohner stammen, sie reichen von Oberschicht bis Arbeiterklas-

se, sieben verschiedene Lebensstile gibt es in De Hogeweyk. Wer in den einzelnen WGs wohnt, verraten die Namen, die in großen und bunten Buchstaben neben den Haustüren stehen.

Die Kranken leben tagsüber mit Pflegern und Helfern zusammen. Diese tragen statt weißer Uniform Alltagskleidung. Unterscheiden kann man sie erst gegen Abend, wenn die Pflegekräfte beim Schichtwechsel nach Hause fahren. Man muss schon genau hinsehen, um die Brüche in der Illusion der Normalität zu bemerken: etwa die Tatsache, dass jede Wohnung zwei Eingangstüren hat – eine normale für den Alltag und eine versteckte, für Notfälle. Oder die Tatsache, dass das ganze Dorf nur einen zentralen Ein- und Ausgang hat, der Tag und Nacht kontrolliert wird.

Kritiker sprechen von einem »Ghetto«, in dem Demente isoliert und weggesperrt werden. Andere dagegen sehen Dörfer wie De Hogeweyk als Lösung eines immer drängender werdenden Problems. Jan Bennewitz plant im rheinland-pfälzischen Städtchen Alzey das erste deutsche Demenzdorf nach dem niederländischen Vorbild. Mitte 2014 sollen die ersten von 120 Bewohnern in die Wohnungen einziehen und »damit eine echte Alternative zum klassischen Pflegeheim haben«, wie Bennewitz sagt. Der für soziale Einrichtungen tätige Unternehmensberater ist mit seiner Partnerin Yvonne Georgi die treibende Kraft hinter dem Projekt Alzey. Das Wort »Demenzdorf« meidet Bennewitz; er redet lieber von einem »Quartier, in dem wirkliches soziales Leben stattfindet«. Ein Café soll die Alzeier Bevölkerung dorthin locken, Arzt und Friseur sollen nicht nur für die demenzten Anwohner da sein.

Vermutlich werden bald noch andere Kommunen hierzulande ähnliche Pläne schmieden. Denn



der Betreuungsnotstand in der Versorgung von Demenzpatienten ist unbestritten. Rund 1,3 Millionen Menschen leiden derzeit in Deutschland an Demenz. Für das Jahr 2050 rechnet das Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung mit 2,6 Millionen Demenzkranken. Viele Familien sind von der kräftezehrenden Aufgabe der Pflege überfordert, Pflegeheime stoßen schon heute an ihre Kapazitätsgrenzen. Oft fehlt ihnen das Know-how im Umgang mit Demenzten, obwohl diese einen immer größeren Teil ihrer Patienten ausmachen. Oder sie konkurrieren miteinander um Fachkräfte, die in der Not aus dem Ausland angeworben werden.

Zudem belastet die Betreuung die Sozialkassen und den Staatshaushalt, ein Pflegeheimplatz kostet mehrere Tausend Euro pro Monat. Für manche ist das ein einträgliches Geschäft. Denn in Deutschland sind Kranken- und Pflegekasse getrennt. Wird bei einem Patienten Pflegebedürftigkeit festgestellt, wechselt er von der Kranken- in die Pflegekasse. Für den Altersforscher Wolf Dieter Oswald ist das eine »unselige Trennung«. Sie führe dazu, dass nicht die Aktivierung von Menschen mit Demenz belohnt werde, sondern das Gegenteil: Je pflegebedürftiger ein Mensch sei, desto mehr Geld bringe er für die Heime. Und »dort herrscht oft Grabesruhe«, sagt Oswald, Professor am Institut für Psychogerontologie der Universität Erlangen-Nürnberg: »Die Leute werden mit Medikamenten sediert, möglichst im Bett gehalten. Denn dann gibt es die höchste Pflegestufe.« Studien zeigen, dass zwischen 26 und 42 Prozent der Kranken in irgendeiner Weise fixiert werden, fünf bis zehn Prozent werden sogar mit Gurten festgeschnallt.



Der ökonomische Druck auf die Pflegeheime, der Fachkräftemangel und das Aufbrechen traditioneller Familienstrukturen werden sich in Zukunft noch verschärfen. Ohne ein grundständiges Umdenken in der Gesellschaft wird der demografische Wandel ziemlich hässliche Seiten bekommen.

»Jeder bekommt Alzheimer, wenn er nur alt genug wird«, sagt Wolf Dieter Oswald provokativ. Deshalb fordert er mehr Rehabilitation, Prävention und Aktivierung: Auch im Pflegeheim sollten die Menschen gefördert und je nach Niveau gefördert werden. Dafür hat er ein Programm entworfen, das viele Punkte enthält, die auch im niederländischen De Hogeweyk umgesetzt werden.

Dort herrscht an einem Nachmittag im Dezember rege Geschäftigkeit. Aus dem dorfeigenen Café dringt der Gesang von Kindern, dazwischen hört man die Stimmen einiger Bewohner. Gerade ist eine Kindergartengruppe zu Gast, die mit den Demenzten die Ankunft von Sinterklaas, dem niederländischen Nikolaus, feiert. Nebenbei in der lichtdurchfluteten Einkaufspassage wird mit Unterstützung von zwei Pflegehelfern an Adventsgestecken gewerkelt – eine von vielen Aktivitäten, die Bewohner wählen können, neben Singen oder Basteln und dem unvermeidlichen Bingo. Wichtig ist, dass die Demenzten aktiv sind, auch im Alltag. Deshalb werden sie bei vielen Tätigkeiten einbezogen: Sie helfen beim Kartoffelschälen, Blumenbeetharken oder Tischdecken.

Auch einkaufen gehen können die Bewohner. Im Dorfladen »Hogeweyk Super« gibt es Äpfel, Fertiglasagne und Duschlotion. »Alles ganz normal«, sagt die Managerin Yvonne van Amerongen. Ungewöhnlich ist höchstens, dass es niemand stört, wenn mit Knöpfen oder Taschentüchern bezahlt wird – alles ist erlaubt, solange es die Illusion von Normalität aufrechterhält. Und was ist mit dem Eierlikör-Regal, das schon fast leer geräumt ist? Trinkt sich hier jemand heimlich einen Rausch an? Kein Problem, die Mitarbeiter kennen schließlich jeden der 152 Bewohner. Und bevor einer von ihnen mit zwei Flaschen Eierlikör zu Hause ankommt, hat die Verkäuferin schon längst

Trauerspiel mit Überlänge

Die Uni Düsseldorf eröffnet ein Verfahren gegen Annette Schavan

Im Theater wäre man angesichts dieser unprofessionellen Inszenierung entsetzt. Man bekäme Mitleid mit der Darstellerin, die in dem nicht enden wollenden Trauerspiel die Hauptrolle verkörpert. In der Realität muss man sich in dem Stück *Schavans Promotion* dennoch in den nächsten Akt quälen.

Am Dienstag eröffnete die Universität Düsseldorf das offizielle Verfahren, das zum Entzug von Annette Schavans Dokortitel führen könnte. Für die Bundesbildungsministerin geht es ums politische Überleben. Doch anders als der Fall Guttenberg, der alle Züge eines klassischen Schurkenstücks aufwies, kennt dieses Schauspiel weder Bösewichte noch Helden, sondern nur eines: Verlierer.

Das gilt zunächst für Annette Schavan, die weiter zittern muss. Selbst wenn sie am Ende ihren Dokortitel behalten dürfte, wäre ihr Ruf als gewissenhafte Akademikerin beschädigt. Denn es bleibt die Erkenntnis, dass sie in ihrer Promotion geschlamsht hat, wenn vielleicht auch nicht vorsätzlich.

Eine schlechte Figur machen aber auch die Universität Düsseldorf und die Standsvertretungen der deutschen Wissenschaft. Die Uni patzte, als sie sich unfähig zeigte, den heiklen Fall schnell und vertraulich zu behandeln. Dass vorläufige Ergebnisse an die Öffentlichkeit drangen, war schlimm genug; dass die Untersuchung nun fast ein Dreivierteljahr andauert, ist ein Unding. Man wolle den Fall Schavan nicht anders behandeln als andere Fälle, verteidigt sich die Uni. Das ist richtig, soweit es die Bewertung der Doktorarbeit angeht; bezogen auf das gesamte Verfahren ist das Argument naiv. Eine Ministerin steht nun einmal unter anderem Druck als ein Titelträger, den niemand kennt.

Ebenso peinlich war die Vorstellung der Wissenschaftsorganisationen. Als es im Fall Guttenberg darum ging, die Standards der Wissenschaft zu verteidigen, schwiegen sie. Für Schavan dagegen warfen sie sich über Gebühr in die Bresche und erweckten so den Eindruck, es gehe ihnen weniger um wissenschaftliche Integrität als um die Rettung einer Ministerin, der sie großzügige Fördermilliarden verdanken.

Dass die »Allianz der Wissenschaftsorganisationen« sogar die Uni Düsseldorf angriff (und diese sich mit einem bestellten Rechtsgutachten wehrte), fällt auf die Wissenschaft selbst zurück. Denn der Streit offenbart, dass es keine einheitlichen Regeln für den Ablauf solch heikler Verfahren gibt. Bald zwei Jahre nach dem Fall Guttenberg fehlen der Wissenschaft noch immer die Standards, um über die Einhaltung ihrer Standards zu wachen. Daran muss dringend gearbeitet werden. Ein Trauerspiel ist schließlich nur vollständig, wenn es am Ende kathartische Wirkung entfaltet. ULRICH SCHNABEL



Plagiat oder nicht – das ist im Fall Schavan die Frage

HALB WISSEN

Kuscheln und Knuddeln

Was auf natürliche Weise gegen Kälte hilft, wissen diejenigen unter uns, die ohne Saudiöl, Schwedenstrom und Russengas durch den Winter kommen: Wildsau, Murmeltier und Feldhamster kuscheln. Selbst Einzelgänger wie der Gartenbaumläufer rücken in Kaltzeiten zusammen, meldet die Deutsche Wildtierstiftung. Wintergoldhähnchen und Zaunkönig bilden »Schlafgemeinschaften«, und Bienen schmiegen sich zu »Wintertrauben« zusammen.

Aber unter uns Menschen gibt es auch soziale Kälte. Um die zu überwinden, erfand der US-Pfarrer Kevin Zaborney 1986 den Weltknuddeltag. Anfang der Woche versuchen daher unterkühlte Wildfremde weltweit, sich durch Körperkontakt zwischenmenschlich aufzuwärmen.

Eine Auflösung der sozialen Kaltfront garantiert das jedoch nicht. Der Wiener Neurophysiologe Jürgen Sandkühler mahnt sogar: Kuscheln und Knuddeln mit Fremden kann gegenteilige Wirkung haben. Statt der Ausschüttung des Hormons Oxytocin, das für Angstabbau und Wohlbefinden sorgt, drohen Schockstarre und Stress. Das hätte einer dem Pfarrer vorher sagen sollen. WILL

Fortsetzung auf S. 28